

## Der Kakadu.

1)

Erzählung von Anna Croissant-Rust.

„Kakadu“ hatte sie der zwölfjährige Bengel des Hausbesizers genannt, als er sie zum erstenmal ohne Hut über den Hof gehen sah, und seitdem nannten alle im Hause das Fräulein den „Kakadu“. Der Name paßte auch gar nicht so schlecht. Frieda trug nämlich das Haar aus ihrer zurückgehenden Stirn straff nach hinten gekämmt, es bäumte sich aber ein widerwilliger, krauser Schopf von ehemaligen Locken direkt in der Mitte über der Stirn auf, dann erst senkte sich das Haar jäh hinunter und endigte in einem hartgeflochlenen kleinen Köpflein, das sich im Genid ein paarmal um sich selber wand, und den grotesken Schopf noch mehr hervorstob. Uebermäßig eitel schien sie nicht, denn man sah sie immer nur in demselben altmodischen Regenmantel und in demselben Federhut mit den sehr dünnen schwindstüchtigen Federn über den Hof trippeln. In ihrem Gang lag etwas Vogelartiges, etwas von dem Unruhigen und zierlich Schönen kleiner Vögel; so ähnlich war auch ihr Blick, schnell und ängstlich, und wenn sie grüßte, tat sie immer einen kleinen Hupf zur Höhe und zur Seite, was sehr possierlich aussah und immer ganz unerwartet kam; sie wollte wohl auch von keinem angesprochen werden. Nicht daß sie unfreundlich war, sie grüßte alle aus dem Hause höflich, wenn sie ihnen auf ihren seltenen Gängen begegnete, aber sie wich augenscheinlich einer Anrede aus. Und keine von den Frauen — und es waren einige sehr neugierige Weiber unter den Bewohnern — hatte sich getraut, mit ihr anzubinden, obwohl sie es recht gern getan hätten. Die schene und groteske Höflichkeit des Kakadu zeigte doch zugleich so viel Kälte und Stolz, daß das Vorderhaus nichts weiter wagte, trotz aller Neugierde. Es ging nämlich die Sage, der Kakadu im Rückgebäude sei eigentlich von Adel; bei den Kutschersleuten, die die Hausmeisterstelle zugleich verjahren, war er schon zur „Baronin“ avanciert. Besonders als die Möbel beim Einzug sich zwar als alte, aber dennoch höchst gediegene Herrschaftsmöbel erwiesen, stieg der Kakadu in der Hochachtung des hausmeisterlichen Paares.

Auf der Visitenkarte stand freilich nur Frieda Klausnik, aber der Hausbesitzer begrüßte sie immer mit Nachdruck und laut als „Fräulein von Klausnik“, denn er hielt auf die „Heinheit“ seiner Parteien, auch wenn sie im Rückgebäude wohnten.

Wiel wußte er auch nicht von ihr, nur daß sie Stickerin war und ihre Arbeiten in eines der ersten Geschäfte lieferte. Ihm hatte sie den Eindruck einer gebildeten Person gemacht, die gute, aber altmodische Manieren hatte, wahrscheinlich, weil sie nicht mehr mit ihren Kreisen in Berührung kam. Sonst erschien sie ihm etwas exaktiert, ungemein schüchtern, lächerlich stolz und verdreht. Einmal hatte er versucht, eine zudringliche Frage nach ihrem früheren Leben zu tun, war aber von ihr mit einer zwar zitternden, jedoch sehr verständlichen Bestimmtheit zurückgewiesen worden. Seitdem suchte er die Achseln, wenn von ihr die Rede war und brumnte von überspannten, dummen, hysterischen Frauenzimmern. Was ging's ihn an? Eine stille Mieterin war sie jedenfalls; sie bekam nie Besuch, tat sich alle Arbeit selbst und ging nur aus, um ihre Stickereien abzuliefern. In dem kleinen Rückgebäude im Hofe wohnte niemand als die beiden Hausmeisterleute, in der ersten Etage neben ihr, während die Wohnung neben dem Stall, unter der übrigen gelegen, leer stand. Weil es so billig war, und weil das Haus samt Rückgebäude unter grünen Bäumen lag, in der Vorstadt draußen, hatte der Kakadu da eingemietet.

Wierzehn Tage, nachdem Frieda eingezogen, mietete ein junger Bildhauer die zwei unter den übrigen gelegenen Zimmer. Er war ganz enthusiastisch von der freien Lage, dem Blick ins Grüne und auf die blühenden Bäume des Gartens, Gals über Stopf ließ er seinen ganzen Kram herauschaffen. Viel war's nicht, aber für eine Schlafzimmereinrichtung reichte es, und auch dazu, das vordere Zimmer nordöstlich zum Atelier heranzustaffieren.

Am Abend schon stand er mit roten Waden im Hof, pfiß

und sang und startete den hellgrünen, frühjahrlichen Weidenbaum an, der seine Zweige tief, tief, bis in den Kies senkte. Er hatte an seinem alten Filz die Krampe ganz heruntergestülpt und eine lange Sahnenfeder darauf gesteckt, das Hemd stand offen, er rauchte aus einer kurzen weißen Tonpfeife und sah in seiner kräftigen, braunroten Derbheit aus, wie ein Bauer auf einem alten Niederländer. Dem Bengel des Hausherrn, der Frieda Kakadu gekauft, kam er höchst verwunderlich vor, und da Suller sich schlecht hielt und einen runden Rücken machte, nannte er ihn von da ab das Dromedar.

Der Herr Papa wollte nicht hinter dem Wis des Sohnes zurückbleiben und hieß das Rückgebäude den Karitätenkasten. Zudem war die Hausmeisterin schon vorher von ihm Sylphide benannt worden, — sie sah ungefähr aus, wie ein Dickschäuter, und ihr Mann, es war gerade nichts Auffallendes an ihm, als daß er Plattfüße hatte, — Sylphiderich.

Das war also der Karitätenkasten, für das ganze Vorderhaus fortan ein Gegenstand der Reugier. Man wartete mit einer gewissen Spannung, wie die Dinge zwischen den neuen Mietern sich entwickeln würden. Es entwickelte sich aber gar nichts, wenigstens vorderhand nicht. Das „Dromedar“ grüßte den „Kakadu“ und der dankte genau so wie jedem anderen und machte auch den gewohnten Hupf dazu. Im übrigen besuchte das „Dromedar“ niemanden im Vorderhaus und auch den „Kakadu“ nicht; die „Sylphide“ hatte ihm in ihrer graziosen Art angeboten, seine Zimmer in Ordnung zu halten, er hatte angenommen, und sie besorgte es nun auf ihre Weise. Oben saß der Kakadu und stidte, unten kietete das Dromedar Lehm und pfiß und sang den ganzen Tag, während oben alles ruhig blieb, denn der Kutscher, der Sylphiderich, hatte genug in Haus und Stall und Hof zu tun, die Sylphide aber keinen allzu großen Gang zur Arbeit und zum Lärm, sie stierte lieber in eine Ecke, wenn sie in ihrem Zimmer haßte, auch erwartete sie ein Kind.

Weil es nun drüben so einformig weiterging und gar nichts vorkommen wollte, erlahmte das Interesse, und der Karitätenkasten wäre beinahe in Vergessenheit geraten, wenn sich nicht einige bedeutende Dinge drüben ereignet hätten.

Eines Nachts, nach elf Uhr, als alles schon schlief, saß der Kakadu noch wach und stidte. Das Zimmer, in dem sie arbeitete, war ein niederer Raum mit zwei Fenstern und einer hellen Tapete, altmodisch mit Mahagonimöbeln eingerichtet. Ein paar große Rokokoporträts waren vielleicht von Wert, aber schon etwas zerfressen und die Farbe da und dort abgesprungen. Verbliebene Daguerrotypen hingen über der Nähmaschine und auf der Kommode standen Porzellanfigürchen und Gläser, im ganzen sah es stark nach dem ausrangierten Kram einer vornehmen Familie aus.

Frieda hatte den Tisch mit der Lampe ans offene Fenster gerückt, um frische Luft zu haben; der Mond war hochgekommen, und sein heller Schein lag über dem Garten und den Kieseln des Hofes. Der Wind brachte Düfte von blühenden Bäumen und jungem Laub, es war ein zitterndes, gleichmäßiges Rauschen in der Luft vom englischen Garten her. Der Kakadu hielt im Arbeiten inne, die Erinnerung an das Rauschen der Bäume im das Elternhaus, an die Mondnächte im Park kam plötzlich mit dem Nachtwind, der die Vorhänge hob. Da — was war das? Ein Stöhnen? Frieda horchte auf. Nichts, nur das weiche, seidenweiche Rauschen der Frühlingnacht. Von der kleinen Kirche hörte sie die Stunde schlagen. Und dieser harte, kalte, eifrige Ton brachte ihr eine schmerzhaft Unruhe, brachte ihr auf einmal das Gefühl des Alleinseins, eine Angst vor der Einsamkeit, ein Wanken nach Menschen. War sie denn noch immer nicht gewöhnt, ihr Leben allein zu tragen? Brauchte sie immer noch die anderen? Es war doch schon lange genug, daß sie allein lebte.

Aber jetzt hatte sie auf einmal förmlich Furcht, denn da war wieder das Stöhnen. Gewiß, ganz deutlich, dicht unter ihr, wieder und wieder. Ein Kranker. Ein Unglück? Sie rührte sich zuerst nicht vom Plabe, zitterte war und horchte, ob niemand im Hause erwacht sei und herbeikäme, um zu helfen. Ihr Herz schlug. Herrgott! — plötzlich warf sie die Stickerin weg, die sie noch in der Hand gehalten hatte, nahm die Lampe und rannte zur Türe. Das Stöhnen dauerte ja

fort und fort an! Auf der Treppe hörte sie's erst recht laut; es war unten, ganz gewiß! Gott sei Dank, die Türflinke gab nach, er hatte nicht zugeschlossen. Frieda tastete sich durchs Atelier, durch den unmordentlichen Wust von Lehmklumpen, alten Gipsmodellen und hastig weggeworfenen Sachen, denn der Stöhnende lag im anderen Zimmer und die Türe war nur angelehnt. Zurammengekrümt hochte der junge Bildhauer zwischen den Bettkissen, eins davon fest in den Arm gepreßt und den Kopf darauf gedrückt und konnte nichts herausbringen. Endlich, halb von gurgelndem Schreien erstickt, murmelte er: „Krämpfe, Herzkrämpfe.“

Ob sie was tun könne, vielleicht einen Arzt holen? Er schüttelte mit dem Kopf, deutete auf die Tropfen auf dem Tische, er habe nicht mehr herausgefunden, so fürchtbar waren die Schmerzen! ah — ah! Endlich ließen sie nach, er streckte sich und schloß die Augen, während Frieda ratlos neben ihm stand. Sollte sie bleiben oder gehen?

In der Nacht sollte sie bei dem fremden jungen Menschen bleiben, was der wohl von ihr dachte? Aber wenn der Anfall wiederkam? Sie sah sich nach einem Sitz um, und merkte erst jetzt, wie wackelig sie in den Knien war. Und da mußte er gerade die Augen aufmachen! Augenblicklich stand sie wieder aufrecht.

„Ich habe Sie droben gehört, und bin deshalb gleich heruntergekommen. Kann ich jetzt noch etwas für Sie tun oder soll ich besser gehen?“

Gulker streckte ihr die Hand entgegen.

Dank Ihnen schön. Weil's nur vorbei ist! Sakre sind das Schmerzen, Sie! Ich bin lahm wie ein alter Gaul, schon lang hat's mich nimmer so angepackt.“

Sie schweig hartnäckig und sah ihn nur hilflos an.

(Fortf. folgt.)

## Axolotl und Scheltopustl.

Von Alwin Rath.

Zwei seltsam Venaupte — und wirklich zwei Seltsame. Der eine ein Atemkünstler — der andere ein Kriechkünstler. Aber das soll nicht heißen, daß der Scheltopustl ein Schnellläufer, ein professionierter Schnellläufer ist. Freilich, wenn dieses schon durch seinen merkwürdig plumpen Publis das Auge auf sich ziehende Tier in einen immerhin engen Käfig eingesperrt ist, wie in unserem neuen Aquarium, dann kann es wenig von seiner Grazie im Kriechen und von seiner frapierenden Schnelligkeit zeigen. Aber sonst kann man diesen Absonderlichen, diesen in einem wahren Panzerhemd von kleinen Kettenplättchen Stehenden, diese aparte Eidechse ohne Füge, dort gut sich ansehen. Was? — soll ich sie noch genauer beschreiben? — obwohl man für das gleiche Geld auch noch den Atemkünstler und viele andere, viele andere wirklich sehenswerte Kuriositäten und Raritäten, springende Fische, von Räumen springende Fische, wirkliche Sechschlangen, Fische, die eine Kugel aus sich machen können, Krebsse, die in einer Kasserole schwimmen und was weiß ich, dort anstarrten darf.

Wenn ich mich für den Scheltopustl besonders interessiere, so ist es nicht nur der ungewöhnliche Name, sondern es ist auch der Menschenfreund Scheltopustl. Er hat im oberen Kiefer 28 Zähne, er hat im unteren Kiefer 26 Zähne, Summa 54 Zähne. Vierundfünfzig Zähne — und er macht von keinem einzigen dem Menschen gegenüber Gebrauch. Nur Mäusen, Küchenschaben und ähnlichem Geziefer gegenüber, das der Mensch für Ungeziefer hält, macht er Gebrauch davon. Dem Menschen gegenüber macht er von etwas anderem Gebrauch. Er bespricht einen plötzlich, während man ihn samt seinem Panzerhemd und seiner Menschenfreundlichkeit sonst und gerührt von dem unverständlichen Zutreten in die Hand nimmt, bespricht er einen plötzlich mit einer Flüssigkeit, die nicht nach dem berühmten Farina benannt ist, die nicht aus dem deutschen Cologne stammt, sondern ganz wo andersher.

Indes, ich bleibe dabei; andere Leute auch. Die plädieren sogar dafür, diesen Dolmatiner, diesen Griechen, diesen Madagassen als Hausdiener bei uns anzustellen, als lebendige Maus, Nudenschab — ufo. Paule; kurz gesagt: als neues Haustier. Aber wie vergeblich das ist! Was schleicht und kriecht, das kann der Zweifler Mensch in seinem Haus nicht um die Füße herum haben. Wer aber eine ziemliche Ration Mäuse zu ernähren hat, der läßt ihn vielleicht doch für einige Zeit um seine Füße herumschleichen, weniger aus Nützlichkeitsrücksichten, als aus Lust am Amüsement. Denn wie eine Maus von einem Scheltopustl im Längen unterrichtet wird, das zu sehen ist immerhin ein nicht alltägliches Amüsement. Es ist ja grausam, so etwas zu sagen, nun — wir Menschen nehmen doch für uns in erster Linie das Recht in Anspruch, grausam sein zu dürfen. Denn um was für einen Tanz es sich handelt, kann man sich denken. Aber es ist ein Tanz, den Maus und Scheltopustl aufführen — er, der die Initialide habende Tänzer

und sie, die hingebungsvolle Tänzerin. Mit einer lebendigen, geradezu horrenden und schwindig machenden Fixigkeit drehen sich beide umeinander. Und auch nur deshalb, um die Maus schwindelig zu machen, tut das der mitleidige Scheltopustl, damit sie nicht recht weiß, was eigentlich mit ihr geschieht, wenn ihr plötzlich der Kopf von 54 Zähnen gerammt wird.

Den Eidechsen gegenüber gebraucht diese lahlose Eidechse ihrer 54 Zähne zu Späßen, sie beißt ihnen die Schwänze ab und läßt sie sich schmecken. Davon ist die entschwängelte Verwandtschaft ja wenig erbaut.

„Jublos“ heißt diese Eidechse, dieses wie ein gerade nicht ansprechend aussehender, aber über alle Maßen hinaus gewählter Laufschuh sich ausnehmendes schlangenartiges Wesen. Das einmal Vorderfüße unter diesem kunstvoll zusammengefügten Blättchenringel die Käufer gewesen sein können, davon zeigt keine Spur mehr, und von den hinteren Extremitäten ist nur noch eine Andeutung vorhanden: unförmliche Stummeln, die man aber auch nur als einen Wunsch nach einem Laufapparat ansehen kann, einen Wunsch, der nicht erfüllt worden ist. Hat Scheltopustl nun einmal Füße gehabt oder nur den Wunsch danach? Ist er, nachdem er erst seinen Fressen hat nachtreiben müssen, in „bessere Verhältnisse“ hineingeraten und hat sich die Füße abgefaulenz wie die Abgöttin? Ich habe ihn in seinem inneren Bau noch nicht vor mir gehabt, — dann könnte ich es präzis sagen. Dazu sind bei diesem „Jubsendung“ noch andere Merkmale vorhanden, die ihn als „Dissidenten“ zwischen Schlange und Eidechse entwarben. Wenigstens sagen die Bücher, daß sich bei ihm wie bei den Schlangen die Vergrößerung der linken Lunge und eine Verkümmern der rechten zeige. Bekanntlich hat er seine Füße sich abgefaulenz, trotz seiner heiligen Grazie im Kriechen, eben abgefaulenz wie die Abgöttin, die, wenn sie vier, fünf Wochen lang an einem einzigen Ferkel verdaut, es allerdings nicht nötig hat, dem „täglichen Brote nachzuhalten“. Es ist dem Scheltopustl mit den Füßen ergangen, wie es nach einigen falschen Prophezeien dem Menschen ergangen sollte, als der pferdeleise Wagen, das Automobil, durch die Welt zu brüllen begann. Es ist ihm mit den Füßen ergangen, wie es jenen Krabben mit den Augen und mit den Füßen ergangen ist — wie ein Pupider Schauder, der nur noch schludt und verdaut, sehen diese einst ganz Beweglichen am Grunde des Wassers fest und sind blind. Sie sind eben in so „glückliche Verhältnisse gekommen“, daß ihnen die gebrotenen Tauden in den Schwabel fliegen, so daß ihnen Sehen und Gehen vergangen ist. Also wir Menschen wollen uns schon aus ästhetischen Motiven nicht wünschen, daß solcher Schlammstrom einmal für uns in Erfüllung gehen möchte; ich wenigstens möchte bei einer „Wiederverkörperung“ mich nicht auf dieser Erde als einen plumpen Verdauungsfaß wiederfinden.

Wird der Scheltopustl, dies rotbraune Panzerhemd, gar über einen Meter lang, der Amerikaner, der farben- und gefalt-wachselnde Proteus, der Axolotl, das „Wasserspiel“ der Mexikaner, wird eine Handspanne, eine gute, lang. Länger habe ich ihn noch nicht gesehen, auch bei uns im Aquarium nicht hinter blühenden Glashelmen — und dieser Handspanne, was hat sie den Herren Wissenschaftlern für Nüsse zu knaden aufgegeben — ganze Häute voll, kaudidale Nüsse! Wie sagt doch der gar nicht zu den wissenschaftlichen Dummköpfen zu zählende Cubier mit Bezug auf das „Wasserspiel“? — daß er sich genügt sieht — er, Cubier! — „den Axolotl unter die Geschlechter mit bleibenden Kiemen zu setzen“, und nur die Begründung: „weil so viele Jungen verfishern, daß er letztere nicht verliere.“ Daneben hergeschossen, Ager Herr, man soll sich nicht auf andere verlassen — Fräulein Chauvin war sachlicher als Sie, war kritischer als ein Wäckerkopf, verließ sich nicht auf andere. Cubier hätte allerdings wie Baird sehen sollen, daß dem Axolotl-Maisch doch zu deutlich das „Gepräge einer Maul-quappe“ angedrückt ist, zu deutlich, daß er ein schwimmendes Baby ist und auch sein ganzes Leben bleibt. Wie hab ich da in dem kleinen Führungsbüchel für das Aquarium gesagt? „Als und zu entschließt sich der Mexikaner aber auch dazu, ein Erwachsener zu werden und von der Kiemenatmenenden Kindheit endlich Abschied zu nehmen. Denn klettert er aus dem Flüssigen ans Land, legt die Büschelkiemen beiseite, läßt seine Ruderkämme am Schwanz verschwinden, wird eine ganz beschideene Landratte und atmet wie alle Landratten durch einfache Lungen.“

In einem der Axolotl-Verhältnisse sieht man noch genauer Urdhau — das Tier verbirgt sich gern — ein zartes feines Goldweien mit einer Haut wie aus Menschenhaut gebildet — zartrosig und von weichem Schmelz. Wie vor Scham verbirgt sich dieser „Nadende“. Ein kleiner handgroßer Tümpel daneben befecht uns, daß das ein überlebtes Stadium ist, das des Wassers, daß man nichts mehr von der Wasserkur hält. Der Leib ist glatt und von jener schlangartigen, gelentigen Schönheit, wie wir sie von unsern heimischen Molchen, den feuerfledigen und schwarzbänderten kennen. Ganz anders auf der gegenüberliegenden Seite in dem gläsernen Schwimmbassin der Axolotl-Babies. Da kramen im Raden und an den Kiefernseiten feingefiederte Büschel hervor, bei dem einen wie aus zartrosa Papier zusammengekräufelt, wie aus jenen Kunststücken der Japaner herausgenommen, die das düstige zerteilte Blumengekräufel dieser Blüten so staunenswert nachzuahmen verstehen. Und ober- und unterhalb des breiten Schweifels eine ganz ansehnliche, ganz anständige Ruderkasse, die sich unten bis an die krabbligen winigen Hinterbeinchen heranschleift und oben selbst auf dem Rücken sich als niedrigerer Kamm

nach bis in das nekkenartige Weisheitsfächer hineingiebt. Sie find ganz nach dem Wasser untertan, ganz darin eingetaucht, Sklaven der Aetdperioden und doch zugleich Kinder der reinen Luftara, wenn sie nur wollen!

Fräulein Chauvin wuhle mit ihrem frauenhaft erzieherischen Talent, daß man bei einigen Wesen des Willen, den Willen, nur zarten muß, um ihn zum Herrn nicht nur der „Situation“, sondern auch der Körpergestalt zu machen, zum Träger und Unterstützer der äußeren Bildungen und selbst der inneren Organisationen — was ja auch, im Verfeinerte umgekehrt, für den Menschen gilt. Ein männlicher Forscher wollte diese Erziehung zum Willen mit Gewalt durchsetzen und schnitt den Tieren, um sie zur Verwandlung in Landmolche zu zwingen, brutal die Kiemen ab, jene nekkenartigen Weisheit, die im Wasser alle paar Sekunden leise aufsteht, um die Luft aus dem Wasser zur Atmung zu ziehen. So rabiat war nun Dameril, dieser Gewaltspädagoge, doch nicht, daß er gleich auf beiden Seiten die Kiemen herunterkasetzte, sondern Kuglerweise jedesmal nur auf einer Seite. Und was nicht, als ob der Xgolott des spürigen Klugkopfes heimlich und stille höhnlachte? Nach ein paar Tagen sproßte die abgeschnittene Kieme in neuen Büscheln hervor, die linke — und wiederum nach ein paar Tagen auch die später abgeschnittene rechte. Und fünf-, sechsmal lud der ausdauernde hartnäckige Xgolott sein heimliches stilles Hohnlächeln an und — starb. Nur einige fügten sich dem blutigen Messer des Gewaltspädagogen, aber schoerlich ist man berechtigt, anzunehmen, daß dies infolge der Verjümmelung ihrer Kiemen geschehen sei! Also!

Aus den weniger rabiat männlichen Versuchen Fräulein Chauvins geht hervor, daß es auf anderen Ursachen beruht. Sie begann ihre Experimente mit fünf ungefähr erst eine Woche alten Kleinwinger Xgolottlarven. Wie sagt diese Dame? Bei der außerordentlichen Zartheit dieser Tiere übt die Beschaffenheit und Wärme des Wassers und die Art und Menge des gereinigten Futters namentlich in der ersten Zeit den größten Einfluß aus, so daß man nicht vorsichtig genug in deren Behandlung sein kann.“ Welche viel verständnisvollere Art als die mit dem blutigen Messer. Bald sah die geschickte Forscherin, daß Larven längere Zeit immerfort an der Wasserberfläche herumgabandierten. Gleich nahm sie eine bedeutend flachere Schale und kam so den Luftgelüsten der kleinen Schwimmer schlau entgegen. Einige Tage darauf wurde das Wasser noch vermindert, so daß die wässrigen Hölzlinge direkt beim Herankrabbeln mit der Luft in Berührung kommen mußten. Da begannen schon die erhofften Wirkungen sich zu zeigen: tatsächlich schrumpften nach und nach die Wasserlungen ein, die Kiemenbüschel. Dabei suchten die kleinen Luftsonnenten immer lieber seichte Stellen auf, einige verfrachten sich schon gänglich im nasen Raose. Zu dieser Zeit machten sie sich zugleich aus der ersten Haut heraus — ja, es war ihnen vielleicht tatsächlich in dieser Verwandlungszeit so wie „um aus der Haut zu fahren“ zu Gemüte. Denn auch der Rückenann schwand zusehends, alles war in protuberantirger Umgestaltung begriffen, bis endlich nach verhältnismäßig kurzer Zeit der Salamander ausglitt seinem ersten Element endgültig. Volet sagte und dem Erziehungstalent seiner Pflegerin das beste Zeugnis durch seine tadellose Salamander-Gentlemanerscheintung ausstellte.

Was haben nun die noch kühneren Köpfe gesagt? Der Xgolott sei nicht eine Fortschrittsform, sondern eine Rückschlagsform. Früher seien sie schon einmal ausgebildete Molche gewesen, dann aber seien sie zur Diluvialzeit in den Salzseen Mexikos wieder zu Fledmolchen geworden, seien wieder auf die heutige Stufe zurückgesunken usw. usw. . . . Phantasten! Es besagt genug, wenn noch hinzugefügt wird, daß in salzhaltigen Gewässern der Xgolott überhaupt keine Kieme rührt, sondern kriecht.

## Die Macht der Entscheidung.

Von Hermann Horn.

Am frühen Morgen wachte Frau Barbara an ihrem Kummer auf.

Gestern Abend waren ihre Mutter und ihre Schwester bei ihr gewesen.

Ihr Mann hatte es so toll mit schlechten Frauen getrieben, daß sich jetzt die Oeffentlichkeit mit ihm beschäftigte. Ihre Mutter war gestern zu ihm aufs Bureau gegangen, um ihm Vorstellung zu machen und hatte dann mit ihr gesprochen.

So könne es nicht weiter gehen, sie sei zu gut und schwach allezeit mit ihm gewesen, nun müsse sie andere, strengere Saiten aufziehen.

Darauf hatte die Schwester sie vertraulich auf die Seite genommen.

Wie sie denn zu ihrem Mann sei? — Solch ein feuriges Temperament wie der, verlange mehr von seiner Frau wie stille Hingabe an Mann und Kind. Temperament müsse sie zeigen. Was der Mann zu Hause finde, suche er nicht auswärts und mehr dergleichen!

Frau Barbara war wie immer, wenn man von solchen Dingen mit ihr sprach, ein wenig erdötet und hatte gesagt, sie wolle dergleichen gar nicht hören, und sie wisse, was sie von sich und ihrem

Manne zu halten habe und das genüge ihr. Aber diesmal hielt man ihr die Femeife unter die Nase, und die Kinder wüchsen heran und das Vermögen würde vergeudet. Und ob man gleich seinen Entschluß aus ihr herausbrachte; als sie allein war, brach doch der Schmerz schwarz über sie herem und sie war ihm hilflos ausgeliefert.

Sie war im Fremdenzimmer zu Bett gegangen, ohne den Mann zu erwarten. Sie weinte still und heiß in die fremden Kissen und verneinte niemals mehr fröhlich lachen zu können in diesem Leben, das sie einst um sich geschossen hatte. Und so stark und mit inniger Gewalt war sie ihm hingegeben, daß sie nur leiden aber nicht leiden konnte.

Nun war sie also wach und hell und klar am dunklen Morgen, und der Kummer hatte alle Tore aufgerissen, daß sie geradeaus in die Ursachen des Lebens blicken konnte mit lichtbedingten, traurigen Augen des Schmerzes.

Eine Nacht war gewesen, wo sie vielleicht anders hätte werden können für ihr ganzes Leben.

In ihrer Hochzeitnacht war sie plötzlich aufgewacht in tiefer Dunkelheit. Die Hand ihres schlafenden, jungen Mannes lag auf ihrer bloßen Brust; und sie war mit dem Aufschlag der Augen voll eines prickelnden, heißen Lebens, in dem alle Sinne spielten. Es schien, als sei die Luft, von der sie eben erwacht, nur der Anfang eines Buches, das mit fliegenden Sinnen durchweilt werden müsse. Die Erwartung sicherte und die Bier sah in blendender Helle, die die Sehkraft zerschlug. So fern war sie allem übrigen Leben, daß sie sich leise erhob, ihr letztes Kleidungsstück vom Körper strichte und wandte auf die Kante stieg. Verzückt streckte sie die Arme gegen den Himmel und sprach sich lieblos mit den Händen über die Brust und Glieder. Dann ging sie weiter, entflammte das elektrische Licht und besah ihren Körper, der ihr so ungeahnte Rüste versprach, im Spiegel.

Wohin hätte das sie wohl geführt — wenn sie ihm nachgegangen wäre?

Damals lachte jemand aus irgendeinem Fenster, und ihr Mann regte sich. Da hatte sie das Licht ausgedreht und war in den hintersten Winkel des Raumes geeilt, zitternd und halbtot vor Angst. Aber alles war ruhig geblieben. Die Kinderangen ihres kleinen Bruders waren ihr damals zuerst eingefallen, dann wie ihr Mann um sie geworben hatte, ihr Vater, die Mutter.

Jetzt fühlte sie wieder deutlich, wie ihr in jener Nacht gewesen war. Ein Schneefall weicher, schwerer Kloden war über sie gegangen und hatte sich tief in sie gesenkt. Eingebüllt in dieses schwere Gefühl, wachend und doch von schweren Dämpfen dumpfen Fühlens wie von Schlaf umweht, hatte sie gelegen, bis ihr Mann erwacht war.

Da hatte sie gemerkt, wie er sich dem gebeugt hatte, wie gern er ihr eine stille Herrschaft einräumte. Es war ein Glück, das sich weit ausdehnte und sich doch nie verlor.

Ihr Vater war tot, ihre Mutter hatte sie gescholten, ihr Mann betrog sie, ihr Bruder war ein verdorbener Junge geworden.

Sie war erdötet, hatte von all dem nichts wissen wollen; alles in ihr war ganz von selbst immer wieder zu jenem dunklen Fühlen zurückgekehrt. Es hatte ihr Würde und Stärke, Rührung bei den Kindern und in der Gesellschaft, Heiterkeit und Freude wie reiche und süße Stunden des Glückes geschenkt. Es schien in ihr verborgen, bloß zu atmen brauchte sie tief, da umwehte es sie.

Sie erinnerte sich, wie oft sie den Klagen der anderen Menschen mit einem erstaunten Lächeln gelauscht, wie dies Fühlen ihr leicht, was andere aufwühlte und zerstörte, vom Leibe geschoben.

Wo war es jetzt, — hatten die anderen Menschen recht? — Hätte sie damals jenen anderen Weg gehen sollen, — oder hätte sie Mann und Welt ein absichtsvolles Rollen entgegengehen müssen? —

Jetzt machte dies Fühlen sie schwarz und elend, sie wußte nicht, wie sie ihrem Manne und der Welt begegnen sollte; und ein Schauer überlief sie wie ein Bangen vor dem Tode. — Begann hier schon das Ende des Lebens? — Sie erhob sich, kleidete sich in ihr Morgenkleid und ging mit ihrem schweren, schönen Gange durch den im Dunkel des Wintermorgens liegenden Korridor nach dem Wohnzimmer.

Oben trat sie ein, vernahm sie die lärmenden Stimmen ihrer Kinder, die sich zum Ausbruch nach der Schule rüsteten. Da vernahm sie nicht einzutreten, ihr erhobener Fuß senkte sich nicht und ihre Hand, die die Klinke der Tür gefaßt hatte, vermochte nicht zu drücken.

Sie ging kaum zurück, woher sie gekommen war und sehte sich, als sei sie erhardt, auf das Bett.

Ihr war, als sei ihr ihre eiserne Liebe zu Kind und Mann genommen und aus ihr herausgeholt, und dafür müsse sie nun all ihr Lebtage eine plumpe und häßliche Lüge festhalten.

Da fiel ihr plötzlich ihr jüngstes Töchterchen ein, das noch im Wickelstufen war. Sie fuhr in einer wilden Empfindung auf und rannte nach dem Kinderzimmer.

Das Kinder mädchen hatte die Kleine gerade gebadet und auf dem Wickeltisch auf ein Kissen gelegt, wo es mit den runden Beinchen trampelte. Das Mädchen beugte sich über das Kind, hatte es in beiden Händen und schüttelte es, ihm zärtliche Ammenworte gebend.

Die Mutter nickte auf das Kind. „Fort!“ rief sie dem erschrockenen Mädchen zu, „hinans“, und deutete nach der Türe.

Als das bestürzte Ding sich entfernt hatte, beugte sich die

Mutter über ihr Kind, vergießt ihr Gesicht in dem kleinen Weis und brach in einem Strom von Tränen aus.

Dann nahm sie es auf den Schoß und betrachtete es mit überströmenden Augen.

„Ach,“ sagte sie, „Du kannst ich noch lieben, aber was nützt es Dir, Du armes kleines Mäuschen, nun bist Du doch nichts anderes als ein Kind des Schmerzes und es wäre Dir besser, Du wärst nicht geboren!“

Das Kinder mädchen in seinem Schreden war inzwischen zu dem Herrn gelangt, um zu erzählen, wie seltsam die gnädige Frau gewesen, und der kam in Angst langsam zur Türe herein.

„Barbara,“ sagte er, und als er sie so sitzen sah, quoll dem stolzen und schönen Mann das Wasser zusammen, „Du bist doch immer das Gute für mich gewesen, sei mir jetzt nicht so, ich bitte Dich!“

Da erhob sich Frau Barbara und schwankte. „Nimm das Kind,“ sagte sie, „ich lasse es fallen!“

Langsam strömte wieder dies Fühlen in ihr auf, sie errödete und sagte nach ihrer Gewohnheit: „Ich weiß, was ich von Dir und mir zu halten habe“ — und nach einer Weile sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Wir Frauen lassen uns so gern betrügen!“

## Kleines Feuilleton.

**Ein neuer Fleischersatz.** Ueber eine Erfindung, die vielleicht von großer wirtschaftlicher Bedeutung werden kann, berichtet Professor Viktor Grafe im neuesten Hefte des „Prometheus“. Es ist dem Gelernten gelungen, aus ganz wohlfeilen Abfallstoffen einen neuen Fleischersatz herzustellen. Als Ausgangsstoffe dienen Delpresskuchen, die bisher für die Industrie ein lästiger Ballast waren. Sie enthalten noch reichliche Mengen von Fett und Eiweiß, waren jedoch bisher weder als Futtermittel für Vieh noch sonst recht zu verwenden, aber durch die Grafesche Erfindung scheinen sie wirklich zu einem billigen Nahrungsmittel werden zu sollen. Noch kosten die Delpresskuchen etwa 13 M. für 100 Kilogramm; sie enthalten neben 9 bis 11 Proz. Fett 34 bis 40 Proz. Rohprotein und 8 bis 9 Proz. Rohfaser. Grafe macht sie völlig geruch- und geschmacklos, indem er zuerst die Delreste entfernt. Die dabei gewonnene Seifenlösung wird, nachdem das Eiweiß daraus gewonnen ist, verwertet, und die jetzt fettsäurefreien Kuchen, die noch dunkel gefärbt und auch noch nicht ganz geruch- und geschmacklos sind, werden jetzt weiter behandelt. Womit dies geschieht, verrät Grafe vorläufig noch nicht. Nach der Behandlung damit ist ein Seamlucken von 50 Proz. Eiweißgehalt vorhanden, der außerdem auch Rohfasern und stickstofffreie Extraktivstoffe enthält. Das lösliche Eiweiß wird hieraus durch Sodalösung ausgezogen, und kann dann mittels Nährpräparat oder als Zusatz zu Nahrungsmitteln verwendet werden, und der vom löslichen Eiweiß befreite Pressrückstand, der etwa 49 Proz. unlösliches, verdauliches Protein enthält, ist vollkommen geruch- und geschmacklos und enthält wenig unbrauchbare Rohfasern. Dem so erhaltenen Stoffe kann man durch Zusätze von Gelatine usw. jeden Grad von Festigkeit und durch Gewürze und Geschmacksstoffe jede Art von Geschmack verleihen. „Ich habe daraus durch Weizen mit der von Meygern als wertlos weggeworfenen Selderbrühe und durch Zusatz von Blut ein Würstfällungsmittel gemacht,“ berichtet Professor Grafe, „das schon an sich infolge seines hohen Nährwertes hohe Qualitäten besitzt, sicherlich aber als Zusatz zu Würstfällungsmitteln ungleich höher steht als jenes unsagbare Mixtum compositum, das heute dazu verwendet wird.“ Man kann aber auch durch geeignete kochenmäßige Zubereitung aus Seamlucken ein vorzügliches Wildschafsch machen, aus der feingemahlten Erdnuß durch Zusatz von Gelatine eine Art Streichwurst und wenn man bedenkt, daß bei Fleisch der Gehalt an verdaulichem Eiweiß rund 25 Proz. der Trockensubstanz beträgt, die ihrerseits wieder nur 20 Proz. vom Frischgewicht des Fleisches ausmacht, so daß also der Fleisch-Eiweißgehalt nur 5 Proz. des Frischgewichtes beträgt und im übrigen auch hier Zusätze und die bei der Zubereitung entstehenden Stoffe Geschmack und Aroma hergeben, so wird man gewiß dem so verarbeiteten Presskuchen als einem billigen Fleischersatz Aufmerksamkeit schenken dürfen.“ Ueberdies hält sich das hergestellte Produkt im trockenen Zustande unbegrenzt lange und ist also ein vortrefflicher Rohstoff für Konserven. In feingemahltem Zustande ist das neue Nahrungsmittel auch als Mehl zum Backen verwendbar.

## Völkertunde.

Die Iren in Irland und im Ausland. Die Masse, aus der die angestammte Bevölkerung Irlands hervorgegangen ist, sind die Gaelen. Ihre Nachkommen werden heute hauptsächlich durch den katholischen Bestandteil der Bevölkerung vertreten, während die Einwohner anderer Bekenntnisse teils aus England, teils aus Schottland stammen. Die gaelische Rasse ist aber heute nicht mehr rein, sondern eine Mischung aus gaelischem Blut mit allen anderen Rassen, die vor und nach diesem Zeitpunkt, wahrscheinlich um das Jahr 1000 aus Nordspanien eingewandertem Volk in Irland anlässlich gewesen sind. Vor den Gaelen wurde Irland von den Menschen der jüngeren Steinzeit bewohnt, den unbekannteren Erbauern der großen Steinendmaler, und später

folgten die Pitten, Dänen, Normannen und Walliser. Die Kriege, die der Reformation und den Kämpfen der Stuarts folgten, schätzte die irische Bevölkerung ungemein. Von 2 1/2 Millionen, die im Jahr 1550 vorhanden gewesen sein sollen, waren nach einem knappen Jahrhundert am Ende des Cromwellschen Krieges nur noch 960 000 übrig. Später nahm die Volkszahl wieder stark zu und erreichte ihre größte Stärke mit rund 8 1/2 Millionen im Jahre 1845. Dann brach die große Hungersnot aus, die in drei Jahren nahezu 1 1/2 Millionen Menschen hinraffte. Der Verlust blieb aber nicht auf diese Ziffer beschränkt, weil damals die zuerst nach dem Krieg von 1812 begonnene Auswanderung nach Amerika einen großen Umfang annahm. So ist es gekommen, daß jetzt die Bevölkerung Irlands nicht mehr ganz 4 1/2 Millionen beträgt. Die Entvölkerung ist zum größeren Teil auf Kosten des gaelischen Teils geschehen, dessen Verhältnis, soweit es aus der Religionsstatistik geschlossen werden kann, von 88 auf 74 Proz. zurückgegangen ist. Die irische Auswanderung hat, wenn die geringe Ausdehnung des Gebiets in Anrechnung gebracht wird, ganz erstaunliche Ziffern erreicht. In den letzten sechzig Jahren sind nach den amtlichen Feststellungen etwa 4,2 Millionen Menschen aus Irland ausgewandert, also fast ebenso viele, wie jetzt überhaupt noch in Irland wohnen. Davon sind etwa 3 Millionen nach den Vereinigten Staaten gezogen. Obgleich seit 1870 die Zahl der in Irland geborenen Einwohner in den Vereinigten Staaten ständig abgenommen hat, wurden im ganzen noch durch die Volkszählung von 1910 in der Union mehr als 4 1/2 Millionen von irischer Geburt oder Abkunft ermittelt. Dabei sind die Einwanderer irischen Blutes aus England und Kanada noch nicht einmal mitgerechnet, ebensowenig die Mischlinge. Die meisten Iren leben im Staat New York, nämlich mehr als eine Million, demnächst in Massachusetts und Pennsylvania.

Nach der letzten britischen Volkszählung 1911 hatte Irland 4 390 219 Einwohner, die bis auf 157 037 sämtlich im Lande geboren waren, und davon waren rund 3 1/2 Millionen von altem gaelischem Stamm. In England und Wales wurden 375 325 Personen irischer Geburt gezählt, in Schottland noch 220 000. Die Iren sind aber auch außer Nordamerika weit in der Welt verbreitet. In Australien gibt es ihrer 350 000, in Südafrika 100 000, in Kanada 990 000, in Argentinien etwa 15 000, im übrigen lateinischen Amerika wahrscheinlich erheblich mehr und außerdem wohl noch etwa 20 000, die in der übrigen Welt zerstreut sind. Im ganzen genommen könnte daher die in Irland geborene Bevölkerung auf gegen 7 Millionen veranschlagt werden, also immer noch um 1 1/2 Millionen weniger als vor 70 Jahren auf der „Grünen Insel“ allein wohnten. Würde man die gesamte Menschzahl gaelischen Blutes auf der Erde zusammenfassen, so würde sich vielleicht eine Ziffer von nahezu 20 Millionen ergeben.

## Aus dem Pflanzenleben.

**Das Begießen der Blumen.** Die Blumenpflege ist nicht so leicht, wie man im allgemeinen annimmt: eine Kleinigkeit, die man versieht, kann mitunter eine Arbeit von Wochen und Monaten verderben. Der Gärtner weiß das und handelt auch streng danach. Der Laie aber begehrt in seiner Unkenntnis nur allzu oft schwere Fehler. Meistens sogar beim Begießen. Auch das Blumenbegießen ist eine Kunst. Die verschiedenen Pflanzen erfordern verschiedenes Begießen. Licht, Luft und Temperatur wechseln täglich und verändern auch bei den Pflanzen das Bedürfnis nach flüssiger Nahrung. Ein Zuwenig ist hier ebenso schädlich wie ein Zuviel; beides kann den Tod der Pflanze herbeiführen.

Zunächst benutze man eine Gießkanne mit Drause; dadurch wird das Wasser gleichmäßig verteilt, und Blätter und Stengel werden durch das auf sie spritzende Wasser erfrischt. Man gieße überhaupt immer „von oben“ herab, so daß die Pflanze eine richtige Douche erhält, was sehr wohltuend und zugleich auch reinigend wirkt. Das geeignetste Wasser zum Gießen der Pflanzen ist Regenwasser. Da dies aber den Städtern nicht zur Verfügung steht, so soll man nur abgelagertes Wasser, das heißt solches, das einige Stunden der Sonne ausgesetzt war, verwenden. Aber auch das läßt sich mitunter schwer durchführen. Jedenfalls achte man aber immer darauf, daß die Temperatur des Wassers höher ist als die der Luft. Die beste Zeit zum Begießen sind die Morgen- und Abendstunden. Will man ganz peinlich sein, so gieße man bis Johannis früh, da bis dahin die Nächte noch immer kühl sind und das Wasser den Boden kalt macht. Nach Johannis gieße man abends, da die Sonnenstrahlen vom frühen Morgen schon so intensiv wirken, daß das Wasser zu schnell verdunstet, ohne daß die Pflanzen genügend Nutzen davon haben. Niemals gieße man aber, wenn die Pflanzen gerade von der Sonne beschienen sind, denn dadurch werden sie in ihrer Entwicklung geschädigt.

Beim Blumenbegießen sollte man es sich zum Prinzip machen: einmal, aber häufig. Ein einmaliges, reichliches Begießen ist viel vorteilhafter, als ein mehrfaches, schwaches Ueberbespritzen. Pflanzen, die sich in der Zeit ihrer ersten Entwicklung befinden, bedürfen einer häufigeren Bewässerung. Eine Beimischung von Kauche zum Gießwasser, wenn sie nicht zu stark ist, besonnt den Pflanzen sehr gut. Man muß aber in diesem Falle darauf achten, daß die Flüssigkeit nur auf den Boden und nicht auf Stengel und Blätter kommt. Wasser, das sich in den Blumenuntersefern gesammelt hat, gieße man augenblicklich fort, da sonst die Wurzelfasern leicht durch die übermäßige Feuchtigkeit zu faulen beginnen.